

(Nachdruck verboten.)

80]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Celhoud.

Eine so liebenswürdige Einladung lehnt kein Mensch ab. Er könnte uns gleich durch die kleine Seitenthür hier am Bureau ins Haus führen, wenn er nicht vorher den Herren Vietermans und Lynen noch einige unaufschiebbare Anweisungen zu geben hätte . . .

Vor Daelmans-Dehnze stand einen Tag nach Freddy Béjard's Diner Herr Guillaume Dobouziez. Die beiden Männer, die zusammen die Schule besucht hatten, hegten für einander aufrichtige Werthschätzung und hatten Jahre lang in freundschaftlichem Verkehr gestanden, der nur ins Stocken gerieth, weil Daelmans, die ganze Lebensführung des luxuriösen Dobouziez'schen Hauses und die genüssliche Gesellschaft, die dort ein- und ausging, nicht nach seinem Geschmack fand. Das hat aber nichts dazu beigetragen, seiner Hochachtung für die Kenntnisse, die geschäftliche Tüchtigkeit, den Fleiß und die Ehrenhaftigkeit seines Kollegen den geringsten Abbruch zu thun. In früheren Jahren hatte er sogar ernstlich daran gedacht, sich an Dobouziez' Unternehmen mit Kapital zu betheiligen. Das war zur Zeit der höchsten Blüthe der Fabrik gewesen, und Dobouziez hatte damals das Anerbieten ablehnen zu müssen, Herrn Daelmans einen Besuch zu machen, um ihn de- und wehmüthig zu bitten, die Fabrik zu übernehmen!

Daelmans-Dehnze weiß seit langem, daß Dobouziez' Unternehmen in beständigem Niedergang begriffen ist, er ist nicht minder über die Opfer unterrichtet, die sich Dobouziez auferlegen mußte, um seine Tochter zu verheirathen und den Schwiegerjohn über Wasser zu halten. Er könnte der Offerte gegenüber den Ueberraschten spielen und die Gelegenheit benutzen, die mißliche Lage des Fabrikbesitzers, der sich seines Besitzes entäußern muß, in seinem Interesse auszunutzen. Aber daran denkt ein Mann von dem vollendeten Tactgefühl und der lauterer Gesinnung eines Daelmans-Dehnze auch nicht einen Augenblick. Im Grunde bezeugt er wenig Lust, sich in einer Zeit der Krise und des geschäftlichen Stillstands zu den alten noch neue Lasten aufzubürden, aber er hat beim ersten Wort, das Dobouziez spricht, schon erkannt, daß dem Manne das Messer an der Kehle sitzt, und Daelmans gehört zu der mehr und mehr verschwindenden Klasse von Kaufleuten, die es für ihre Ehrenpflicht erachten, sich im Falle der Noth gegenseitig zu stützen und zu halten. Man muß das Feingefühl bewundern, mit dem Daelmans über die Einzelfragen der eventuellen Uebnahme verhandelt. Er heuchelt weder Ueberraschung, noch läßt er ein Wort bedauernder Theilnahme laut werden, das einen Mann von der Art Dobouziez schwer demüthigen würde, noch giebt er zu erkennen, daß er nur ungern und nur aus dem Grunde die Fabrik übernimmt, um einem Freunde aus der Noth zu helfen. Aber diese Gefühlsmomente hindern ihn keineswegs, genau zu prüfen und alle Einzelheiten des Geschäfts eingehend zu erörtern. Er versteht es meisterlich, die kaufmännischen Gesichtspunkte über den rein menschlichen Erwägungen nicht aus den Augen zu verlieren. Gewiß, er will den Freund gern verpflichten, immer vorausgesetzt, daß er sich dabei nicht ins eigene Fleisch schneidet. Das ist nur recht und billig. Man ist so ziemlich handels-einig geworden, nur ein Punkt bleibt noch zu erledigen, den beide nur ungern berühren. Er ist gleichwohl wichtig genug und liegt dem einen wie dem anderen am Herzen. Wenn nur Dobouziez nicht gar so stolz und Daelmans nicht gar so zartfühlend wäre! Letzterer entschließt sich endlich, den Stier, wie er sagt, bei den Hörnern zu packen.

„Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Dobouziez, was Sie in Zukunft zu unternehmen gedenken?“

Der andere zaudert mit der Antwort, er wagt nicht recht, seinen Wünschen Ausdruck zu geben.

„Es bleibt Ihnen überlassen,“ beginnt Daelmans wieder, „meine Eröffnungen nach Gefallen auszulegen, es ist im Vorhinein stillschweigende Voraussetzung, daß Sie

meinen Vorschlag, falls er Ihnen unannehmbar erscheint, nicht übel deuten. So hören Sie denn! Es wäre meines Erachtens höchst beklagenswerth, wenn die Fabrik mit dem Eigenthümer zugleich auch ihren Leiter verliert. Sie verstehen mich? Nicht wahr? Ich muß selbst hinzufügen, daß dieses Bedenken ausschlaggebend genug ist, den Geschäftsabschluß ungünstig zu beeinflussen. Kapital läßt sich immer erfragen, Geld wird verdient, verloren — er war nahe daran zu sagen verthan — und wiedergewonnen, aber verteuert schwer hält es, für einen tüchtigen, fleißigen, erfahrenen Fachmann Ersatz zu finden. Und deshalb, Herr Dobouziez, wollte ich Ihnen die Frage vorlegen, ob es Ihnen prinzipiell widerstrebt, an der Spitze des Unternehmens zu bleiben, das Sie geschaffen haben und das Sie am besten weiter führen und ausbauen können . . . Sind Sie damit einverstanden?“

Gewiß war er damit einverstanden! Das war ja gerade die Lösung, die Dobouziez so heiß ersehnte.

Zwischen so offenherzigen und anständigen Menschen war über die Gehaltsfestsetzung rasch eine Einigung erzielt, so blieb nur noch die Genehmigung des Vertrages durch Saint-Jardier übrig, die als reine Formsache anzusehen war. Es bedarf keiner Erwähnung, daß Daelmans dem Direktor ein hochbemessenes Gehalt anbot, er wünschte sogar, daß Dobouziez in dem neben der Fabrik belegenen prunkhaften Wohnhaus wohnen bliebe, aber der vereinsamte Vater zog es vor, in Zukunft mit seinem einzigen Kinde zusammenzuleben.

Kein Mensch hätte es so wie Daelmans-Dehnze verstanden, Dobouziez die Bitterkeit und Demüthigung seines Opfers weniger schmerzlich empfinden zu lassen. Der nüchterne, Gemüthsregungen schwer zugängliche Dobouziez mußte befehlen, daß er ein solches Maß von mitfühlender Theilnahme Daelmans nicht zugetraut hätte. Und als er von seinem jetzigen Chef mit höflich gestammeltem Dank Abschied nahm, da konnte der kalte Zahlenmensch der aufsteigenden Wallung nicht länger wehren und sank gerührt dem Freunde und Netter in die Arme.

„Muth! Muth!“ tröstete der Andere mit seiner gewohnten Herzlichkeit und schlichten Einfachheit.

XIX.

Ein Uhr! Die Uhr des Börsengebäudes, das letzte Wahrzeichen des alten durch Feuer zerstörten Gebäudes, das als treue Dienerin mitten in lodender Flammengluh standhaft ausgehalten und der Handelsstadt die Zeit anzeigte, verkündet die Stunde des vorchriftsmäßigen Börsenbeginns.

Ein Uhr! Sputet Euch, Ihr Saumseligen! Von allen Punkten der Stadt strömen sie herbei, Hobber und Kaufleute, die Reichen von heute, von morgen und von gestern. Millionäre, die so reiche Ernte eingeheimst haben, daß sie im Gelde ersticken, und Millionäre, deren Erntefegen wie ein Häufchen Stroh in Feuer und Rauch ausgegangen ist.

Eilt Euch, Ihr armeneligen Slaven des Glücks! Unaufhörlich dreht sich das Rad, klammert Euch an die Speichen und setzt Eure letzte Kraft daran, die Bewegung nach Euren Wünschen zu regeln! Gleichförmig dreht sich das Rad ohne Unterlaß, die Mahlen knirschen und quietschen, und aus allen Winkeln hallt als Echo das Wort „Arach“ zurück.

Vom Morgen an belebt die Straßen das geschäftige Hin und Her aufgeregter Makler und Puschmakler, die, ohne sich aufzuhalten, kaum einen kurzen Gruß miteinander austauschen, der so trocken wie das Lid-Tad ihrer Uhr klingt. „Time is money.“ Ehe der Abend hereinbricht, werden sich Manche, die sich zur Stunde noch Freunde nennen, nicht mehr kennen. „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!“ sagt sich das silzige Volk dieser Hamlets der Börse, die das ganze Weltall nur unter dem Gesichtswinkel von Angebot und Nachfrage betrachten.

Ein Uhr! Die beutehungrige Meute stürmt durch die vier Eingangsthüren des eleganten Börsenpalastes. Mit seinen hochgewölbten Prachtfälen, die allerlei allegorische Malereien und die Wappen aller Länder schmücken, und seinem eisernen Sparrenwerk bildet dieser Bau, dessen Gothik hier und da eine maurische oder byzantinische Reminiscenz unterbricht, einen würdigen Tempel des Handelsgottes.

Die Zeremonie beginnt. Das dumpfe Stimmengewirr schwillt manchmal zum brausenden Orkan an. Den Hut auf

Dem Kopf stehen die Gläubigen dicht zusammengedrängt und plärren ihre Titanen. Die Luft, die den Saal erfüllt, verschlechtert sich mit jedem Augenblick und lastet wie ein dichter Nebel über der Versammlung, daß man kaum noch die blühenden Metallzierathen und die Farben der Wandmalereien zu erkennen vermag. Erst nach und nach gelingt es dem ungetriebenen Beobachter, die einzelnen Gruppen der Jobber und Großkaufleute zu unterscheiden.

Dort in der Ecke haben sich die Fürsten des Handels, die nur aus alter Liebgeordneter Gewohnheit noch die Börse besuchen, versammelt. Sie sprechen über allerlei gleichgültige Dinge und behandeln das Geschäft als Nebensache, sofern sie mit dieser Sorge nicht einen ihrer Bevollmächtigten betrauen, die sich von Zeit zu Zeit bei ihrem Auftraggeber einfänden, um sich das Lösungswort und Instruktionen zu holen. Hier ist der Stand der hohen Priester, der Säulen des Handels, die so unerfütterlich wie die Säulen ihres Tempels sind. Und kein Simson würde gegen diese Säulen etwas ausrichten können. Exporteure, Eigenthümer, Rheder, Schiffsmakler, Bankiers spreizen sich im Bewußtsein ihrer Machtstellung, und schlendern, die Hände in den Hosentaschen oder auf dem Rücken, herum; die Orakelsprüche dieser dickbäuchigen Auguren sind für die Macher zweiten Grades von maßgebender Wichtigkeit. Ein Wort aus ihrem Munde bedeutet Reichthum oder Ruin. Die Wetterfahnen des Glückes drehen sich nach ihrem Willen, von ihrem Güttdünken hängt die Tendenz des Weltmarktes ab, und wenn sie sich mit ihren Genossen der anderen Stapelplätze des Handels ins Einbernehmen setzen, so können sie Hungersnoth und Krieg über die arme Menschheit bringen.

Die Nachfolger der Juggler, der Salbati und der anderen Fürsten der Hanja, denen eine Eskorte reichgekleideter Herolde und Musikanten auf ihren täglichen Börsengängen voranzog, bestimmen über Staaten und Völker wie über eine Ladung Reis oder Kaffee; aber wenn sie den Königen heute Geld leihen, so sind sie weit entfernt, dem Beispiel ihrer erlauchteren Vorgänger zu folgen und den kaiserlichen Schuldschein in einem Zimmefeuere zu verbrennen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Man weiß nicht, was die nächste Zukunft bringen wird. Das Gefühl aber hat man, daß die Luft ringsum elektrischer Spannung voll sei. Es ist ein Schlagwort unserer Tage geworden, die großen Mächte müßten Weltpolitik treiben. Große Erweiterungen werden geplant, ungeheure Gebiete sollen dem Weltverkehr erschlossen werden. Mit geschwellten Segeln treibt man hinaus in die Ferne. Man könnte denken, ein weißichtiges Zeitalter baue sich auf.

Umso kleinlicher erscheint ein gewisser Eifer in der Verfolgung, wie er sich bei uns gegenwärtig nicht genug thun kann. In einem Moment kam die Spannung, die in der Welt vorhanden ist, sich entladen. Papierene Friedensmanifeste sind heute wirklich belanglos geworden, und während vielleicht entscheidende Nacht-ereignisse sich vorbereiten, glauben manche Staatsretter nichts wichtigeres thun zu müssen, als im Kleinen ihre Gewalt zu zeigen. Die Grenzgebiete werden gefäubert und etliche Duzend Dänen und dergleichen etliche slavische Oesterreicher verweist man des Landes; Monarchisten verurtheilt man und grübelt in ihren Schriften und Reden peinlich nach Majestätsbeleidigungen; und fremde Redakteure müssen zum Wandersteden greifen, als ob sie wirklich das Staatswohl gefährdet hätten, ja als ob diese einzelnen Leute eminente treibende Gewalt besäßen hätten. Wären sie selbst die begabtesten Geister, könnten sie einer Bewegung, die Millionen und Millionen Menschen befeuert, eigenwillig Ziel und Richtung weisen? Es ist wohl schwerer, als die augenstehende Welt glaubt, eine sähige, stets bereite journalistische Kraft zu finden. Denn wie vom modernen Menschen im allgemeinen wird vom Zeitungsschreiber der Gegenwart eine stark gesteigerte Empfänglichkeit und andauernde Anspannung verlangt, das heißt, von dem Zeitungsschreiber, der mehr sein will, als ein Registrator etwa oder ein Privatbeamter eines Unternehmens, ohne selbständige Meinung und ohne Ueberzeugung. Aber jede Massenbewegung wird nothwendig auch journalistische Kräfte zeitigen. Weicht einer, tritt der andere auf seinen Posten. Was will nun die eifernde Gerechtigkeit dagegen ausrichten?

Sie wird auch durch die neue Häufung von Prozessen wegen Beleidigung der Majestät keinen „heil samen Schreden“ verbreiten. Es läßt sich im Licht der heutigen Oeffentlichkeit kein mythischer Majestätsbegriff mehr konstruieren; und die Oeffentlichkeit besteht doch nicht allein im bedruckten Zeitungspapier, wie einzelne von den berufsmäßigen Staatsrettern zu meinen glauben. Kann man die Kritik in der Gesellschaft, kann man das gesäuerte Wort niederdrücken?

Der geschäftigen Unruhe sind derartige Erwägungen vielleicht selbst nicht fremd. Aber man will seinen Fleiß zeigen, es soll aus-

sehen, als sei große Energie im Zuge, während man doch nur subalterne Arbeit verrichtet.

Was wollen die kleinen Manöver in großzügiger Periode weiter besagen! Sie werden nicht einmal lebhaftere Aufmerksamkeit auf sich lenken, wenn die Bureauarbeit vor den Fernsichten, die sich sonst auf dem Welttheater aufhüben, in Nichts verschwinden.

Wenn die Diplomaten sich mit äußerster Höflichkeit vor einer Nation verbeugen, mit der sie kurz zuvor in Fehde standen, so hat das nicht mehr beruhigende Kraft, als wenn Herren mächtiger Armeen mit ganz besonderem Eifer ihre Friedenssehnsucht manifestiren. In der viel erörterten Rede des Lords Salisbury war der Ton jener äußersten Höflichkeit der französischen Nation gegenüber angeschlagen. Es ist die Höflichkeit gegnerischer Kavaliere, die noch immer duellbereit sind, wenn sie gleich das Duell nicht mit Hitze betreiben. Wie instinktiv man den Ernst der Lage verspürt, das sah man in Paris am deutlichsten. Selbst in der sensationsgierigen Boulevardpresse war die Nachfrage nach dem täglichen Skandal geringer, und für eine Weile trat der hitzige Streit für und wider den Generalstab in den Hintergrund.

Ganz rüchständige Tragikomödien spielen sich vollends im benachbarten Oesterreich ab. Als dränge von moderner Weltentwidelung kein Athemzug dahin, als wäre Oesterreich kaum bewegt davon, wenn anderswo vielleicht tief einschneidende Aenderungen sich vorbereiten, so er freut man sich dort der nationalitätlichen Kauferei. Man achmal selbst im Kirchweihstil. Wolf und Schönerer gehen um wie die brüllenden Löwen. Aber verschlungen haben sie noch niemanden, sie rempeln bloß an. Es liegt überhaupt etwas Studentisch-Burschiloses und darum so sehr viel Ungereiftes in dieser Kampfesmanier. Her Wolf schreit: Das polnische Volk ist eine Schmaropation! Ganz genau so in Bausch und Bogen urtheilen unsere burschilosen Elemente über Länder und Völker, die jungen sowohl, die sich ihrer akademischen Würde freuen, wie die bejahrten, die über den Burschenschund und Korpsier-Standpunkt kaum emporwachsen. Einer Nation nach der anderen wird so ein Zettelchen angeliebt. Das ist billig und erspart weiteres Nachdenken.

Manchmal kommt man nach jeweiliger politischer Stimmung dabei zu ganz verwunderlichen Anschauungen und Gleichnissen. Als die geschäftigen Japaner gegen die Chinesen siegreich vordrangen, belamen sie von uns ein Ehrendiplom. Man nannte sie „die Preußen des Orients“. Das ist zwar ein Gleichniß, das gar mancherlei Deutungen zuläßt. Aber es klingt nach was. Es weckt unbestimmte Vorstellungen und es ist vor allem der höchste Ehrenpreis, den man zu vergeben hat.

Neuerdings ist die alte Liebe für Japan halb vergessen; und das schämliche Beiwort „Preußen des Orients“ wurde jüngst in einem Buche an die Türken verliehen. Ein deutscher Gelehrter bringt alles fertig und beweist alles. So sind die Osmanen denn die neuesten Ehrenpreußen. Das soll aber nicht etwa eine ironisirende Parallele zwischen preußisch-deutscher Geistesverfassung und abgeschlossenem, alles Moderne hassendem Osmanenthum sein, das ist blutig ernst gedacht. Der Türke ist eben der straffe Organisator von staatenbildender Kraft; er ist militärisch, also tüchtig und produktiv; kurz, er ist der Wohlthäter und der wahre Kulturfreund des Orients. Welche unfreiwillige Ironie, wenn man sich an die geschichtlichen Wahrheiten hält und erkennt, wodurch noch die staatenbildende Kraft der passiven Osmanen zusammengehalten wird.

Indessen über Passivität der Leute „fern in der Türkei“ sollten wir uns selbst nicht allzu sehr aufregen. Es giebt wichtige Prinzipien- und Kulturfragen, an denen man selbst in Sympathie, in der Stadt der Intelligenz, ziemlich gleichgültig vorbeigeht. Wie wäre es sonst möglich, daß die Bürgerschaft Berlins in der Frage der Elektrizitätswerke so wenig erregt sei, wie sie thatsächlich ist. Wäre einiger Sinn für die grundlegende Bedeutung dieser Frage geweckt, wäre nur etwas mehr Urtheilskraft vorhanden, nicht bloß in der Sozialdemokratie, bis weit in die Reihen der Bürgerschaft müßte Berlin sich wehren. Denn es handelt sich um eine ganz hervorragende Interessen- und Kulturfrage zugleich.

Da redet man so viel von der hohen Durchschnitts-Intelligenz und der raschen Auffassung in Berlin, und trotzdem bleibt man geduldig und empört sich nicht. Bei allen feierlichen und unfeierlichen Gelegenheiten wird die Aera der Erfindungen, das naturwissenschaftliche Zeitalter gepriesen und man sieht mit beschränkten Armen zu, wie die überragendste Kraft, die in der modernen Welt gewonnen wurde, privater Ausbeutung überlassen wird. Stände man noch vor den ersten Proben, vor den ersten Wundern der Elektrizität, man könnte die Passivität Berlins durch berechtigten Mangel an Vertrauen erklären. Schwankenden Zukunftsperspektiven braucht man sich nicht hinzugeben. Aber die elektrische Kraft hat schon begonnen, unseren sozialen Verkehr zu revolutioniren. Die überragendsten Versuche elektrischer Kräfteübertragung sind gelungen. Die genialen Tesla'schen Erfindungen eröffnen Perspektiven, die man vordem nicht ahnen konnte. Man braucht kein weitausblickender Gelehrter zu sein; wir Laien haben es doch gesehen, wie rasch eine Neu-Erfindung, eine Neubereicherung bis ins tägliche Dasein von uns allen eingreift. Wir brauchen nur nicht zu schlafen, um von der Vergangenheit auf die nächste Zukunft schließen zu können. Und dies Alles, das Erfüllte wie das, was möglicherweise in den nächsten Jahren zur Erfüllung reift, giebt man so gleichmüthig preis? Man tröstet sich leichtwillig. Die Hälfte des Profitchens bleibt doch der Allgemeinheit, der Stadt erhalten. Wie aber, wenn der „Ring“ die Höhe des Profites über-

spannt? Am Willen dazu wird es doch sicherlich nicht fehlen. An dem hat es großkapitalistischen Vereinigungen niemals gefehlt. Trotz alledem drang von der Erregung, die im Saale der Stadtvertreter am Donnerstag herrschte, so wenig in das gesellschaftliche Leben des übrigen Berlins. Als lähmte eine unheilvolle Resignation die Thakraft der Bürgerchaft oder als stände sie vor einem Problem, das sie nicht unmittelbar berührte. Es ist wirklich ein alter Streich wieder einmal trefflich gelungen. Ein Thema, das dem geraden Laienverstand gar nicht so Schwieriges zu lösen aufgiebt, wird verschönkelt dargestellt. Tiefinnig tritt man vor, und betont die Kompliziertheit der Materie. Endlich ruft man aus: Wie sollen wir die genialen Menschen, die wir brauchen, auch bezahlen können? Als ob niemals ein genialer Techniker von Privatgesellschaften rücksichtslos ausgenutzt worden wäre!

Am Ende aber erreicht man dennoch seinen Zweck. Das Publikum gewöhnt sich an den Gedanken: die Sache ist verdammt verwickelt. Da läßt man besser die Hände davon und vertraut so entschlossenen Herren, wie dem jungen Herrn Wommsen, der doch nicht so led und zuversichtlich aufzutreten könnte, wäre er nicht im Besitz der einschätigeren Wissenschaft. — Alpha.

Meines Feuilleton.

—o— Der Blinde. Seine farblosen Augen rollten in ihren Höhlen. Bald wendete er den Kopf nach links, bald nach rechts. Sein Gebahren hatte etwas Lastendes, Suchendes, Ähnlich wie bei einer Schnecke. Immer weiter riß er die Augen auf und horchte ängstlich die Straße hinauf und hinab.

Er stand schon lange hier mit seiner Harmonika und dem kleinen Klappstuhl unter dem linken Arm, in der rechten Hand einen Stock, den er etwas vorstreckte. Aber wenn von rechts kein Wagen zu kommen schien, und er den Oberkörper schon vorbeugte, um über den Damm zu gehen, schnurrte von links ein Straßenbahnwagen heran. Sowie der vorüber war, rasfelte eine Droschke um die Ecke in die Straße, ein Geschäftswagen fuhr heran — und dann klingelte wieder warnend die elektrische Straßenbahn.

Das Gesicht des Blinden wurde immer ängstlicher. Er setzte schon einige Male im raschen, verzweifelungsvollen Entschluß den Fuß auf die Bordschwelle; doch jagte dann ein Fuhrwerk so dicht vorbei, daß es ihn fast streifte. Erschreckt trat er zurück und wartete.

Die vorübergehenden Damen schienen ihn garnicht zu sehen. Sie musterten die Schaufenster oder betrachteten einander. Die jungen Mädchen hatten nur Augen für die Herren. Und die Herren hatten es zu eilig, um auf ihre Umgebung zu achten und zu bemerken, daß der Mann mit der Harmonika blind war.

Ein junges blaßes Mädchen blieb wohl stehen. Der Anblick des Blinden qualte sie. Der Athem blieb ihr stecken. Doch wagte sie es nicht, den Blinden anzufassen und ihn durch das Wagengewirre zu geleiten. Sie ging weiter. Aber nach wenigen Schritten mußte sie stehen bleiben und sich umsehen, wie wenn sie etwas vergessen hätte.

Da sprang aus einer Grube am Eckhaus ein Rohrleger. Der Meister, der auf der ausgeworfenen Erde stand und ihm gerade Anweisungen gab, sah ärgerlich und erstaunt auf: „Na, was soll denn das?“

„Ich komme gleich wieder.“

„Wenn ich mit Ihnen spreche, haben Sie mich bis zum Schluß anzuhören;“ schrie der Meister dem nach dem Straßendamm Eilenden nach.

„Ja doch, ja doch! Weinruhigen Sie sich man nich; ich bin ja gleich wieder da. Det kann ja kein Mensch mehr mit ansehen!“ rief der mit bullender Stimme zurück.

„Sie sind entlassen, wenn Sie nicht sofort zurückkommen!“

„Na, gewiß doch; machen wir! Wat mir det schon is, ob ich bei Ihnen oder bei'n andern schaffe.“

„Sie hören sofort auf!“ rief der Meister, ganz roth im Gesicht.

„Jawoll, mit dem größten Vergnügen!“ antwortete der Rohrleger gemüthlich. Er stand jetzt neben dem Blinden und faßte ihn an den Arm: „So Männelen, nu sollen Sie gleich drüben sein. Bloß noch de neue Funkenkutsche (elektrische Straßenbahn) vorbei, denn jeh's los.“

Das Gesicht des Blinden glättete sich: „Danke schön! Danke schön!“

„Ich, dasor jiebt's nicht zu danken. Ich kann Ihnen weiter nicht jeben; heite is Sonnabend.“

Die Vorübergehenden hatte der Wortwechsel erschreckt. Fast entsetzt starrten sie auf den unbotmäßigen, ungehorsamen Arbeiter. Doch da trat das junge Mädchen, dessen Blässe einer schämigen, plötzlichen Nothe gewichen war, an den Blinden heran und drückte ihm was in die Hand. Nun traten auch andere herzu und stießen dem Blinden was zu. Dann brachte der Rohrleger den Blinden über den Damm. Und während der seine Straße weiterzog, wollte der Rohrleger sein Werkzeug zusammenpacken. Da brummte der Meister.

„Na, ich denke, ich soll Feierabend haben?“ fragte der Rohrleger.

Der Meister brummte wieder.

„Na, mir kann't ja egal sein!“ meinte der Rohrleger mit unwilligem Gesicht und verschmüzt zusammengekniffenen Augen. „Ich höre gleich uff!“ Damit klopfte er stül das Berg in die Augen. —

— Konzerte. Theater des Westens. Die Form des Klavierkonzertes gab der letzten Musikwoche ihre bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit. Man wird über diese Kunstform gut unterrichtet durch das empfehlenswerthe, wenn gleich nicht vollkommen ausgearbeitete Büchlein von Bianna da Motta, das an den Konzertzyklus von Busoni anknüpft. Ueber den zweiten Busoni-Abend (6. d. M.), der mir wegen eines Opernbefuchs wiederum entging, theilt mir mein Vertreter mit, daß der Künstler, trotz stellenweiser Kälte, nicht nur eine staunenswerthe Technik, sondern auch, namentlich in den langsamen Sätzen von Beethoven's Es-dur- und Chopin's E-moll-Konzert, ein tiefes ergreifendes Empfinden bewährte und besonders nach Schubert's „Wandererphantasie“ mit außergewöhnlichem Beifall belohnt wurde. — Moriz Moszkowski, einer der bestbelebten Klavierkomponisten, hat ein neues, eben bei Peters erschienenenes Klavierkonzert (E-dur) in London, in Frankfurt a. M. und jetzt hier im dritten Philharmonischen Konzert (am 7. d. M.) selbst gespielt. Der lebhafteste Beifall galt wohl in erster Linie dem Spieler, unter dessen Vorzügen wir den milden Anschlag rühmen möchten. Die Komposition ist eine vorwiegend klaviertechnische Schöpfung, die zahlreichen Motive sind gefällig; mehr läßt sich kaum sagen. Das Konzert begann mit Weber's „Corydon“-Overture; daß ihr Eingangsmotiv von dem Begleitungslärm verdeckt wird, ist der Konzerthörer schon gewöhnt — ein paar Spuren waren diesmal immerhin zu vernehmen. Das Programm des Konzertes wird hoffentlich nicht noch einmal aufgeführt werden. — Auch die russische Klaviervirtuosin Vera Maurina gab (10. d. M.) einen Abend, den Klavierkonzerte beherrschten. Das in G-moll von Scambati, einem italienischen Modenen, dessen Komposition trotz Aufgebots reicher Mittel nicht eben zur Anmuthung beitrug, und einige kleinere Stücke ließen uns beim Vortrag durch die Konzerterbin eine gewandte Virtuosität erkennen, die besonders in perlenden Figuren und im zarten Spiel wirksames leistet, aber, namentlich durch ihren Mangel an gestaltender Betonung, den Eindruck des Temperamentlosen und Mühsamen macht und auch im Anschlag recht trocken bleibt.

Den Klavierkonzert-Vorträgen verwandt war das Konzert der Schwestern Sondheim aus Amerika. Sie traten (am 8. d. M.) zum ersten Male auf und zwar mit der Spezialität des Vierhändigspiels auf zwei Klavieren. Diese Form bietet, ob schon sie nicht eben gewaltig Großes begünstigt, doch wie nicht bald eine Kunstform zu feinen intimen Wirlungen und zu einer hohen Kunst des Ineinanderarbeitens Gelegenheit. Bei der nicht eben reichen Literatur für sie, aus der hier eine etwas dem Virtuosenhaften huldigende Auswahl getroffen war, macht es einen wesentlichen Unterschied, ob das Stück für beide Klaviere original, oder für beide transkribirt, oder für eines original, für das andere transkribirt ist. Diese dritte Art, die relativ mindstwerthige, blieb hier, soweit wir sahen, weg; die Unterscheidung der beiden anderen Arten wäre auf dem Programm sehr erwünscht gewesen. Die Spielerinnen stehen noch auf keiner besonderen Höhe, auch bezüglich der Klarheit nicht; allein ihre Gewandtheit, ihr guter Anschlag und ihre ruhige Haltung vergrößerten noch das Verdienst der Vertretung eines sonst vernachlässigten Musikzweiges. Dem blumenreichen Beifall folgte eine Zugabe.

Das philharmonische Orchester ist unter Rebecq mermüthlich im Begleiten von Konzertgebern und in seinen eigenen, wöchentlich dreimaligen „populären Konzerten“, bei denen es freilich mehr auf Masseneffekt, in mehrfacherem Sinne des Wortes, ankommt. Wir hörten (am 6. d. Mts.) unter anderem Vortragsstücke des neuen Sollocellisten Anton Seling und freuten uns besonders des Eindrucks, daß ihm ernstere Leistungen, wie sie über den Durchschnitt dieser kunterbunten Programme hinausragen, näher liegen als andere.

Ein Schüler des Valladensängers Eugen Gura, dessen eigenes Konzert eben bevorsteht und hoffentlich den seiner würdigen Erfolg haben wird, trat am 6. d. Mts. auf; Franz Seebach. Wir mußten das Anhören auch dieses, besonders unter dem Zeichen Löw'scher Balladen stehenden Konzertes einem Vertreter überlassen und erfahren, daß es sich um eine kleine, aber angenehme und besonders in der Mittellage hübsch klingende Baritonstimme, doch mit zu monotonem Vortrag, handelte.

Frau Lilli Lehmann, die vielgerühmte Vertreterin „guter alter“ Gesangskunst, begann am 11. d. M. ihre drei „populären Liederabende“. Die vielleicht allzu große Ruhe und Discretie ihres Vortrages war wohl das eigenartigste Stild ihrer Künstlerschaft, und gerade Herrn Risler's Klavierspiel paßt dazu ganz besonders. An Undeutlichkeiten der Aussprache mochte der große Philharmonie-Saal schuld sein; um so tüchtigwerther ist ein Differiren der Programme von einander, wie es hier stattfand und den Zuhörer irreführen konnte.

Das elendeste an Programmtext und freilich auch an Programm selbst leistet wohl, nach dem, was wir am selben Abend in der Sing-Akademie hörten und sahen, die Abonnementkonzerte Zajic-Grünfeld. Die Einzeldarbietungen waren als solche sehr dankenswerth; allein wenn sich Konzerte so vornehm gebärden wie diese, dann sollen sie sich auch bemühen, es zu sein. —

Das Operntheater des Westens überhebt sich mit Neu-Einstudierungen. So viel Anmuthiges auch für diese (meist „Spiel“-) Opern geleistet wird, so muß doch gegen die dabei herrschende bequeme Oberflächlichkeit entschieden protestirt werden.

Kommt dann noch eine Oper, die, wie Voieidien's „Johann von Paris“ (Erstaufführung 1812), viel Dialog enthält, so sollen die Sänger sich nun auch als Künstler des Sprechtones bewähren und können es nicht. So machte diese Neu-Einstudierung (am 9. d. M.) trotz tüchtiger Leistungen wie der von Hermine Schuster-Wirh und von Hermann Steffens und trotz der Anziehungskraft Emil Goetze's keinen besseren Eindruck als frühere Neu-Einstudierungen. Flotow's „Wittwe Gräpin“, 1859 in Paris, 1861 in Berlin aufgeführt und jetzt (am 6. und 9. d. M.) hervorgeholt, war zumal durch die auch mit demselben Vortrag wirkende Gesangs-kunst Helene Lieban-Globig's einer der fröhlichsten Genüsse. —

Kulturgeschichtliches.

10. Der Bernstein in der Medizin. Im Alterthum wurde der Bernstein vielfach als ein Heilmittel betrachtet, und noch heute sind Spuren dieses Aberglaubens in Frankreich, Deutschland und Italien allenthalben zu finden; in Paris besonders giebt es verschiedene Apotheker, die ihn stets auf Lager halten. Seit unendlichen Zeiten ist er von Frauen und Kindern als Amulett getragen worden, zuweilen in bestimmte Formen geschnitten, und besonders der Anflug der Zahnhalbbänder ist noch sehr im Schwunge. Kallistatos, ein alter griechischer Schriftsteller, rühmte besonders den Bernstein von Harer goldener Farbe, den er Chryselekon nannte und der, um den Hals getragen, Wechselfieber heilen sollte. Mit Honig und Rosenöl angemacht, galt er als ein Heilmittel gegen Laubheit und mit Attischem Honig als ein solches gegen Augenschwäche. Im Mittelalter wurde der Bernstein gegen alle möglichen Gebrechen angewandt, gegen chronische Stenose, gegen Hysterie und alle möglichen Frauenleiden u. s. w., man nahm ihn in Pulverform oder als Zinkur, und zahlreiche Recepte dafür finden sich in den alten europäischen Arzneibüchern. Besonders bemerkenswerth ist das Zeugniß eines alten Buches, das den Leibapotheker Ludwig's XIV. zum Verfasser hatte und worin es heißt: „Was ich sage, mag den Leuten vielleicht seltsam scheinen, die nicht wissen, wozu ein großer Gebrauch von Bernstein in China und unter den wilden Völkern ebenso gut wie in Europa gemacht wird. Der größte Verbrauch herrscht in Oesterreich, Deutschland und Polen, auch besonders in dem Gebiet von Venedig, und die Venezianer waren die ersten, die den Bernstein geradezu zu einem Volksheilmittel machten, indem heute wenige Leute in der Lombardei oder längs des Po gefunden werden, die nicht Halsbänder aus Bernstein tragen, in dem Glauben, daß dieselben sie vor allen Nebeln des Halses und des Magens bewahren würden, denen sie wegen des schlechten Trankwassers besonders unterworfen sind. Außer der vielfachen Benutzung des gelben Bernsteins zur Herstellung von Schmuckstücken findet er auch einigen Gebrauch in der Heilkunde in Form von Pillen, die aus dem Pulver hergestellt werden und gegen Blutspeien, gegen Dysenterie und ähnliches helfen sollen. Es werden Gaben von 10–36 Gran mit irgend einem geeigneten Stoffe vermischt eingenommen, auch wird aus Bernstein mit Weinsprit eine gelbe Zinkur hergestellt, die mit vielen ausgezeichneten Heilwirkungen begabt ist, besonders gegen epileptische Zufälle und gegen Lähmungserscheinungen, indem dann 10 Tropfen bis 1 Drachme irgend einer für den Geschmack angenehmen Flüssigkeit genommen werden.“ —

Aus dem Thierleben.

— Unlängst brachten wir nach dem „Prometheus“ eine Schilderung, wie die Braunheherlinge sich durch Zusammenhalten gegen einen Raubvogel wehren. Kehnliche Fälle schildert nun Grabier in der „Revue scientifique“: Er habe zweimal Schwalben gemeinsam gegen größere Thiere vorgehen und letztere in die Flucht schlagen sehen, einmal (1869) einen Adler, der, von den Schnabelhiebeln zahlreicher Schwalben gepeinigt, feige das Weite suchte, und ein zweites Mal (1890) eine Kage, welche täglich ein Schwalbennest belagerte, um die junge Brut bei der ersten Gelegenheit zu überrumpeln. Sie kam alle Tage, geduldig unter einer Weintraube lauernd, aber sobald die Schwalbenmutter sie erblickte, stieß sie leise Töne aus, die sofort eine Anzahl von Schwalben herbeiriefen, bei deren Erscheinen die Kage die Flucht ergriff. Der Beobachter sah wohl zehnmal die Kage wiedererscheinen und in die Flucht geschlagen werden, bis die junge Brut flügge und die Gefahr vorüber war.

Technisches.

1. Die Telegraphie ohne Draht zwischen Eiffelturm und Pantheon. In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften berichtete Mascart über die jüngst von Ducretet unternommenen Versuche mit der Telegraphie ohne Draht, bei denen der Eiffelturm als Ausgangs- und das Pantheon als Empfangsstation diente. Die Entfernung beträgt 4 Kilometer; die im Pantheon empfangenen Zeichen waren stets, selbst bei dichtem Nebel, sehr deutlich, sobald der Schluß gezogen werden konnte, daß die Entfernung noch erheblich vergrößert werden dürfte. Die Ergebnisse sind um so bemerkenswerther, als der telegraphische Austausch über den hohen Häusern einer Großstadt stattfand. Der Empfangsapparat war von so großer Empfindlichkeit, daß er das „Abhören“ der telegraphischen Zeichen gestattete. Weitere Versuche stehen bevor, für die Mascart in seinem Laboratorium einen sehr hohen Mast errichtet hat, die Empfangs-

apparate werden außerhalb von Paris in verschiedenen Entfernungen aufgestellt werden. Zu bemerken ist noch, daß in den Kreisen der Pariser Akademie die Telegraphie ohne Draht stets nach dem deutschen Physiker Herz und nicht nach Marconi benannt wird. —

— Eine Umwälzung in der Papierherstellung stellt eine Nachricht aus den Vereinigten Staaten in Aussicht, wonach es dem Chemiker A. G. Winter in Rockford gelungen sein soll, aus der äußeren Schale, den sogenannten Schäben der Mais-ähren Papier und Kartons feinsten Beschaffenheit herzustellen. Diese Entdeckung erscheint um so werthvoller, als die Schäben der Maiskolben bisher keine Verwerthung fanden, es auch keinen Handelswerth hatten, wogegen aus den Maiskolben Tabakspfeifen hergestellt, und ihr Markt bei der Herstellung von Cellulose verwendet wird, welches in den Kofferdämmen der Kriegsschiffe zur Abspernung des durch etwaige von feindlichen Geschossen geschlagene Löcher eindringenden Wassers benutzt wird. Die Erfindung Winter's würde, falls sie sich bewähren sollte, auch nach einer anderen Seite hin von hoher wirtschaftlicher Bedeutung sich erweisen, indem sie dem Abholzen der amerikanischen Wälder, deren Holz jetzt zur Papierherstellung Verwendung findet, Einhalt gebieten würde; denn das aus Maischäben gewonnene Papier soll nicht nur eben so gut, wie das aus Holz hergestellte, sondern auch noch wesentlich billiger sein. —

Humoristisches.

— Rechnungsaufgaben. Wenn ein Generalpostmeister jährlich 2000 Schweine à 2 Zentner schlachten lassen kann, wieviel 1-Stilo-Padete könnte er verschicken?

2000 Schweine dividirt durch 20 000 Landbriefträger giebt wieviel?

Wenn das Pfund Schweinefleisch 20 Pf. theurer ist, wieviel Kinder darf ein Postassistenten-Frau jährlich bekommen? —

— Anzeige. Jeden Sonntag frische Leberwurst. Blutwurst kann wegen anderweitiger geschäftlicher Abmachungen nicht geliefert werden.

Karstadt.

v. Pöbblersli. —

— Zweigespräch. Schulze: Hastenich wat von die Postreformen gehört?

Müller: Aee, Pöbblersli will eben fortwursteln. Schulze: Ach so! — („Kladderadatsch.“)

Vermischtes vom Tage.

— Die „Königliche Volkszeitung“ läßt sich über Hauptmann's „Fuhrmann Henrichel“ schreiben: „Alles in allem also ist „Fuhrmann Henrichel“ ein unerquickliches Stück wegen des Stoffes und der Handlung. Was könnte Hauptmann mit seinem Talente leisten, wenn er nicht immer im Keller und Schmutze herumkriechen oder doch nicht das triste Alltägliche zum Gegenstand seiner Dichtung ausersehen wollte!“ —

— Auf einem Petroleummotor-Schoner explodirte in der Nähe von Knipsand auf Amrum der Motor, und die ganze Ladung, 110 Faß Petroleum, gerieth in Brand. Die Besatzung konnte sich retten, das Schiff liegt auf dem Strand. —

— In Kiel ruderte, als der Kapitän des Schiffes „Wilhelmine“ allein an Bord war, ein mit fünf Personen besetztes Boot heran und legte längs der „Wilhelmine“ an. Die Ruderer kletterten in der Finsterniß schnell an Bord, überfielen den Kapitän und sperren ihn in der Kajüte ein; dann raubten sie Segel, Tannert und anderes Dredgut, warfen die Beute ins Boot und kamen unerkannt davon. —

— Eine große Feuersbrunst äscherte in der Stadt Liegenhof (bei Elbing) 10 Häuser ein, unter denen sich 6 große Gebäude befanden. —

y. Eine Fischerei-Ausstellung soll im nächsten Jahre in Kopenhagen veranstaltet werden. —

— Zwischen den Ortschaften Kövelsd und Beckte der Neograder Vokalbahn (Ungarn) hat ein Zusammenstoß zwischen einem Eisenbahnzuge und einer entgegenkommenden Lokomotive stattgefunden. Fünf Personen wurden getödtet, vier Personen verwundet. —

— Eine lateinische Halbmonatschrift mit durchaus modernem Inhalt erscheint in Rom, Vox Urbis betitelt. Von der ersten bis zur letzten Seite mit ihren Anzeigen trifft man nur auf die eleganteste ciceronianische Ausdrucksweise. Auch der Sport bleibt nicht unberücksichtigt, so z. B. die Wettrennen auf dem Rade, das in der neuen Zeitung den Namen Birola velocissima erhalten hat. —

— In einer Londoner Wäderei ermordete ein arbeitsloser Deutscher einen deutschen Wädereigenossen und warf die Leiche in den heißen Backofen. Als der Mord entdeckt wurde, griff der Mörder den Wädereimeister, der ihn an der Flucht verhindern wollte, mit einem Beil an und verletzte ihn schwer. Er wurde schließlich festgenommen. —

— Die „Ashdown News“ im Staate Arkansas brachten jüngst folgenden Appell des Redakteurs: „Seit dem Erscheinen der letzten Nummer hat sich die Familie des Redakteurs vergrößert. Tochter Nr. 3. hat heute Sonntag ihre Stätte in seinem Heim aufgeschlagen. Diese Zunahme verstärkt nur unsern Appell an die rüchständigen Abonnenten, der in der letzten Woche erschien.“ —